

Thorsten Müller

1000 Berlin 51, den 21. Februar 1968
Klenzefad 49
Telephon 412 1922

Herrn
Hermann Degkwitz
c/o Frau Ursel Hertel
2000 Hamburg 39
Jarrestraße 21

Lieber Peter,

in Unkenntnis Deiner Adresse bediene ich mich der obigen, um Dir endlich einmal einen herzlichen Gruß zu senden und vielleicht auf die Weise den Kontakt zu Dir her-, ja, eigentlich wiederherzustellen.

Mit Rudolf, Deinem Bruder, stehe ich seit den fünfziger Jahren in einer gewissen Verbindung, wir schreiben einander von Zeit zu Zeit. Mit Deinem Vater korrespondiere ich jährlich einmal; unser Briefwechsel zur Weihnachtszeit ist schon traditionell.

Von dem einen wie vom andern habe ich gelegentlich von Dir gehört, gelegentlich auch von Albert Suhr, der mir sogar schon mal Deine Telefonnummer gab; ich habe sie verlegt und nicht wiedergefunden.

Erinnerst Du Dich, wann und wo wir einander zuletzt sahen? Ich ja. Es könnte im Frühjahr 1947 gewesen sein. Du warst damals Kommunist, ich war drauf und dran, einer zu werden. Unter dem Eindruck, das Amerika, das beim Tode Franklin Delano Roosevelts die Sektpfropfen hatte knallen lassen, wolle im Bündnis mit den deutschen Christ- und Sozialdemokraten in Mittel- und Osteuropa die präsozialistischen Ordnungen restaurieren, war ich weit nach links verschlagen worden. In Kiel war es, in der Landesleitung der KPD, wo wir einander sahen.

Was ich später von Rudolf, vom alten Herrn, von Albert Suhr hörte, war bruchstückhaft. Es hieß, Du habest Dich vom Kommunismus distanziert. Es hieß einmal, Du zeichnetest Karikaturen in regierungsfreundlichen Zeitungen, ein andermal, Du zeichnetest Karikaturen in Blättern der Opposition, u.a. in 'Der Spiegel'. Schließlich bekam ich noch mit, Du seiest verheiratet und lebst auf dem Lande, irgendwo im Niedersächsischen.

Kennst Du denn wohl die kleine Geschichte, die sich in der Zeit vom 25. März 1959 bis zum 28. Mai desselben Jahres zwischen mir, Deinem Vater und Rudolf abgespielt hat? Gib acht.

Ich hatte in den fünfziger Jahren damit begonnen, die Kontakte zu und zwischen den Freunden und Leidensgefährten zu reaktivieren. Für mich, den Benjamin unseres Kreises, hatten die andern eine große Bedeutung gehabt, nicht zuletzt durch das menschliche Beispiel, das sie mir gegeben hatten. Die Freundschaft, die Sympathie, die Hilfe, die ich von ihnen erfahren hatte, hatten sich mir zu einem ganz besonderen Wert verdichtet, und da war es mir schließlich töricht erschienen, diese Flamme menschlicher Wärme mir nichts dir nichts erlöschen zu lassen in einer so kalten Welt wie der unarigen. Ich

machte ein wenig Wind, um sie anzufächeln.

Allein, ich fand Rudolfs Adresse nicht und lange nicht. Ich war auf C/4 in Fuhlsbüttel eine Zeitlang sein Nachbar gewesen, und wann immer ich ihn sah, während der 'Freistunde' z.B., tat es mir wohl, ihn zu sehen. Ja, ich verehrte ihn, und hätte gerade zu ihm die Verbindung wiederaufnehmen wollen.

Da stieß ich, März 1959 war's, unversehens, bei der Suche nach einer ganz anderen Adresse, in einem Handbuch des Öffentlichen Lebens auf Degkwitz, Rudolf, Prof., Dr.med., Facharzt für Kinderkrankheiten, 1060 Park Avenue, New York 28, N.Y., U.S.A. - Ich war selig. Unter dem 25.März 1959 schrieb ich ihm einen Brief, des Inhalts: Lieber Rudolf, wir sahen uns zuletzt, da Du auf C/1/35 saßest und ich auf C/1/36. Ist es nicht schade, daß wir den Kontakt, den wir noch als Zellennachbarn miteinander hatten, heute, längst der Zelle entkommen, nicht mehr haben? Wir sollten vielleicht doch versuchen, den Schatz unserer Begegnung und Erfahrung zu heben...

So etwa hatte ich geschrieben. Postwendend kam die Antwort aus New York. Ich zitiere: Lieber Thorsten, vor einigen Wochen rief mich jemand an aus Boston, ein Freund meiner Söhne. Er hatte unbestimmt gehört, daß ich in New York lebe, rief die hiesige Zentrale der Achtmillionenstadt an und kriegte mich richtig ans Telephon. Ich war ganz gerührt und sagte ihm, er solle uns umgehend besuchen... Nun kommst Du mit einer noch größeren Überraschung. Eine wie große Freude Du mir gemacht hast...

Ich war gerührt. Und ich war verwirrt. Auf der nächsten Seite begriff ich: der mir da geschrieben hatte, war der Senior. Ich hatte den alten Herrn nie persönlich gekannt, nur seinen Namen, seinen Ruf, ein paar Anekdoten: ich wußte, er hatte in Fuhlsbüttel gesessen, war zu Zuchthaus verurteilt worden, etc. - In der Tat, ich hatte ihn, den Senior, mit dem gleichnamigen Junior verwechselt, er hingegen mich mit einem Anonymus aus Fuhlsbüttel. Was nun?

Ich klärte den Irrtum auf, nunmehr in der 3.Person pluralis, unter „Sehr verehrter, lieber Herr Professor...“ - Unter dem 28.Mai 1959 schließlich schrieb mir Rudolf aus Frankfurt am Main: Lieber Thorsten, Dein Brief vom 25.März hat mich erst auf einigen Umwegen erreicht...

Ja, lieber Peter, soweit die kleine Degkwitzkontaktgeschichte. Seit-her jedenfalls kreuzen wir die Briefe zwischen Berlin/ New York, zwischen Berlin/Frankfurt, neuerdings Weißenau, - der Kontakt ist geschlossen.

Den Versuch, ihn auch zwischen uns wiederherzustellen, beschließe ich mit den besten Wünschen für Dich, Deine Frau, Deine eins, zwei, drei, ich weiß nicht, wieviel Kinder, und

mit herzlichen Grüßen!

Dein

Thorsten Müller

November 1944 in Berlin verbracht hatte, in einer total verkoteten Zelle an „Alex“. C'est la vie.

Als ich mit Rudolf die Verbindung wiederherstellte, schrieb ich Dir schon. Wir sahen uns zuletzt im Herbst 1959 in Frankfurt/M.-Nieder-rad. Ich machte, aus Paris kommend, gerade Zwischenstation in Frankfurt und eilte in die Heinrich-Hoffmann-Straße, wo Rudolf und seine Frau mich mit Tee und Kuchen empfingen. Wir hatten ein paar schöne Stunden.

Ich bin von Rudolfs ärztlicher Persönlichkeit stark beeindruckt. Er strahlt eine Integrität und Ruhe aus, die dem Sensiblen eine Wohltat ist. Er scheint mir nicht nur ein Therapeut, sondern selbst ein Therapeutikum zu sein. Ja, viel fehlt nicht, so möchte man krank sein, wenn man ihn sieht.

Bei den Degkwitzens angelangt, muß ich eine kleine Geschichte ein-schieben. Friedrich Georg Seib, Direktor des Internationalen Arbeits-amtes (ILO) in Bad Godesberg, 1960-1962 in Personalunion Kurator der Deutschen Stiftung für Entwicklungsländer, hatte mich zum 15. Januar 1961 mit der Leitung der Pressestelle und der Pflege der Public Relations der Deutschen Stiftung beauftragt. Ich hatte meinen Dienst-sitz in der auf dem Reiherwerder, einer Halbinsel im Tegeler See, gelegenen Villa Borsig, dem Internationalen Seminarzentrum der Deutschen Stiftung.

Leiter eben dieses Internationalen Seminarzentrums in Berlin-Tegel wurde im Sommer 1962 Dr. med. Otto A. Jäger, genannt Peter Jäger, der nach 1945 in Hamburg und London, später in Berlin, schließlich, nach 1952, in Iran, Irak und Äthiopien gearbeitet hatte, die letzten Jahre als Senior Adviser der UN-UNESCO. Peter Jäger, nicht nur Kinderarzt und UN-Beamter, sondern auch noch Rennfahrer, Teppichhändler, Kunsthisto-riker und Maler, war verheiratet mit einer Kinderärztin aus Hamburg, einer Selke Cramer, geb. Eschholz, Jahrgang 1919.

Peter Jäger und ich waren bald gute Freunde geworden, und es dauerte nicht lange, da entdeckten wir folgende Beziehungen: Selke, seine Frau, eine gebürtige Hamburgerin, hatte ihr Examen beim alten Degk-witz gemacht, kannte Eppendorf, natürlich, kannte Ursula de Boor, Friedrich Geussenhainer, John Gluck, Heinz Lord, Albert Suhr, hatte mindestens von dem einen oder andern gehört, jedenfalls war ihr die Hitlern abgeneigte Medizinergruppe ein Begriff.

Damit g nicht genug. Sie kannte eine ganze Reihe von Degkwitz-Anekdoten und sprach ganz lustig von den beiden Degkwitz-Söhnen. So geschehen in den Jahren 1962-1965 auf dem Reiherwerder in Berlin-Tegel.

N.B. Selke Jäger verstarb am 23. Juli 1965 an Krebs. Sie war ein wun-derbarer Mensch, gehörte zum Seelenadel, durchaus, und wird denen, die sie kannten, unvergeßlich sein. Peter Jäger, Jahrgang 1900, ist seit Juni vorigen Jahres Chefarzt auf der „Helgoland“ in Vietnam. Soweit die kleine Geschichte, die hier, bei den Degkwitzens, einzu-schieben war.

Wäre Hilde Heinrichs an der Reihe, Heinz Kucharskis Mutter, die im November vorigen Jahres 73 Jahre alt wurde, was unglaublich ist. Sie hat immer noch das Flair einer bürgerlich verkappten Boheme, freut sich an kommunistischer Literatur und kubistischer Malerei, ist stets zu Scherzen und zu Schabernack bereit und reflektiert über die Liebe.

Hilde Heinrichs wohnt in dem Bergedorf benachbarten Lohbrügge, nachdem sie vor etlichen Jahren ihre Lessing-Bücherei verkauft hat. Ist sie in Berlin, besucht sie uns, bin ich in Hamburg, besuche ich sie, ansonsten gehen Briefe hin und her. Freilich, sie hat arg gelitten, wie wir alle, hat auch, abgesehen von Heinz Kucharski, ihrem Sohn, von Albert, der jüngst erst bei ihr war, und von mir, keinen Kontakt mehr zu unserem Kreis, und wenn ich sie hier ein wenig lebenslustig zeichnete, sollte ich nicht unterschlagen, daß sie eben doch auch ein wenig vereinsamt ist.

Halten wir uns an das Alphabet, folgt Bruno Himpkamp, mein ehemaliger Busenfreund. Bruno, Mr. Keep Smiling, wie ich ihn wohl nennen könnte, hat mich einmal in Berlin, ich ihn ein paarmal in Hamburg gesehen, zuletzt im Jahre 1965, in der Alfredstraße in Borgfelde, wo ich schon im Jahre 1942 ein- und ausgegangen war. Gibt es geborene Tonsetzer und Dichter, gibt es auch geborene Kaufleute. Bruno Himpkamp war schon als Kind ein merkantiles Genie: ich erinnere mich, daß Karl-Ludwig Schneider ihn in Fuhlsbüttel einmal fragte: Sag' mal, Bruno, willst Du nicht Fuhlsbüttel kaufen?

Er ist Chef der Hamburger Klinker-Zentrale, ist mit einer Schweizerin verheiratet, hat zwei Töchter, Petra und Jenny, und einen Sohn, Peter mit Namen. Er ist, wenn mich nicht alles täuscht, Millionär geworden, hat Grund- und Hausbesitz in Hamburg, Berlin und anderswo, u.a. in Arizona.

Unsere alte Freundschaft lebt, fürchte ich, nur von Reminiszenzen. Wenn wir das gemeinsame Erbe - sprich Gestapo, Fuhlsbüttel, Reinhardt - einmal hinter uns lassen wollen, geraten wir schnell in eine Sackgasse des Nicht-mehr-recht-Verstehens und finden uns am Ende um Welten voneinander getrennt. Trotzdem, als einen braven (im Sinne von mutigen) Freund meiner irregulären Jugend habe ich ihn lieb; ich freue mich seiner Klinker-Millionen und der Kartengrüße, die ich von Zeit zu Zeit von ihm erhalte, sei es aus Honolulu oder von den Bermudas.

Reden wir von Felix Jud. Mit Felix verbindet mich eine enge, herzliche Freundschaft. Wann immer ich nach Hamburg komme, sind wir zusammen, müssen wir uns sehen. Von ihm gilt, was ich Dir an anderer Stelle von Paul Zill sagen werde: Ich verdanke ihm sehr viel. Als der Benjamin unseres Kreises erfuhr ich gerade von Felix, dem um 28 Jahre älteren Leidensgefährten, soviel Menschlichkeit, Hilfe, Ermutigung, Humor, daß ich seiner nur dankbar und voller Liebe gedenken kann.

Seine HaBi am Neuen Wall brauche ich Dir nicht zu beschreiben, die kennst Du sicherlich und kannst Dir selbst ein Bild von ihm und seiner Buchhandlung machen. Übrigens, am 7. März d.J. wird Felix 69 Jahre alt; vergiß das nicht.

Ich erinnere mich noch sehr gut des 19. April 1945, da der Volksgerichtshof zunächst gegen ihn, dann, unmittelbar danach, gegen mich verhandelte, und ich sehe noch die damals junge Elisabeth Jud, seine Frau, die mir in der kurzen Pause zwischen den Verhandlungen Mut zusprach. Ein Jammer, daß deren Ehe in die Binsen ging nach fast 25 Jahren. Ein Jammer. Kennst Du Karin und Barbara, die Töchter, Michael, den Sohn? Du hättest Deine Freude an ihnen.

Auf J folgt K, auf Jud Kucharski. Ach, das ist ein weites Feld, Luise, würde der alte Briest sagen. - Ich sah Heinz Kucharski wohl öfter in den 46-, 47er Jahren, dann noch einmal im August 1948, in Leipzig, und zuletzt irgendwann im Jahre 1960, in Berlin, als sein Vater, Professor Dr. Walter Kucharski, der hier viele Jahre an der Technischen Universität gearbeitet hatte, verstarb.

Ich hatte in Grunde schon immer Skrupel gehabt, ihm mehr vorzuwerfen als der Gestapo, ihn schlechthin einen Verräter und ein feiges Schwein zu nennen. Vor unserer Verhaftung hatte zwar er mich, ich aber ihn nicht gekannt, und als ich ihn schließlich in Fuhlsbüttel sah, war ich stark beeindruckt und irritiert: Er war eine einzige Exaltation der Angst.

Wer, lieber Peter, wer von uns und wer überhaupt wollte die Grenze, die zwischen menschlicher Schwäche, nennen wir sie Labilität oder wie immer auch, und feigem Verrat verläuft, mit dem Lineal ziehen? Niemand von uns wußte oder konnte es wissen, wie er selbst sich in einer Grenzsituation ausnehmen werde. Es gab da Überraschungen: Wen man für einen Kerl gehalten, der konnte zusammenklappen wie ein Taschenmesser, wen für einen Schlappschwanz, sich als Held entpuppen.

Nein, ich weigere mich, über den Combattanten von einst, der unter dem inquisitorischen und physischen Terror der Gestapo zusammenbrach, den Stab zu brechen, und daß er wie so mancher, der eine Haut weniger hat, ein Hasenfuß war in der Stunde, da es nicht allein um seinen eigenen Kopf und Kragen ging, hebt nicht auf, was er in all den Jahren v o r der Verhaftung war und tat. - Ich sehe noch die pure Menschenangst, die sich in ihm geradezu verkörpert hatte, als er in Fuhlsbüttel war, - der Terror hatte ihn entwürdigt, und noch als der, der in seiner Todesangst seine Combattanten und sich selbst preisgab, dünkt er mir ein Opfer des Nazifaschismus.

Heinz Kuacharski hat es, nebenbei gesagt, im sozialistischen Deutschland, sprich in der DDR, nicht eben leicht gehabt. Belastet durch ein von ehemaligen Mitverfolgten verfaßtes und unterzeichnetes Dokument, dessen Original heute im Institut für Marxismus-Leninismus in Berlin (Ost) liegt, belastet durch seine Verwandtschaft, namentlich seinen Bruder Knut, der seinerzeit am RIAS Berlin arbeitete und möglicherweise auf noch viel weitergehende Weise ~~mar~~ amerikanisch verpflichtet war, geriet er bald nach seiner Übersiedelung nach Sachsen erneut in die Gefahr, verhaftet zu werden; er verlor seine Redakteursstellung bei der Leipziger Volkszeitung und wurde „bewahrungshalber“ abgeschoben „in die Produktion“.

Ach, ach, Heinz Kuacharski hat sich am deutschen Kommunismus nur noch wunder gestoßen, als er es schon durch den deutschen Faschismus ~~ganz~~ geworden war. Seine überragende Intelligenz, seine immense Literatur- und Geschichtskennntnis, seine Liebäugerei mit der Vedantaphilosophie, sein Verhältnis zur modernen Kunst etc., alles das hatte ihn den Genossen höchst suspekt gemacht, nicht erst zu reden von seinen Beziehungen zu Wolfgang Harich und Ernst Bloch.

Letzte Nachrichten, die ich - nicht von ihm selbst - erhielt, besagen, seine zweite Ehe, aus der drei Kinder hervorgingen, sei geschieden, die Kinder, der „gesellschaftspolitischen Erziehung“ wegen, seien der Mutter zugesprochen worden. Es heißt, er habe sich, nach der Verhaftung Wolfgang Harichs und dem Lehrverbot für Ernst Bloch, völlig von der Tagespolitik zurückgezogen auf seine Tätigkeit als Lektor im Paul-Liszt-Verlag; in der Vedantaphilosophie und der indischen Kunstgeschichte habe er beglückende Refugien gefunden.

L wie Leden. Nicht wiedergesehen habe ich Ilse Leden, habe aber mal ein paar Briefe mit ihr gewechselt, vor Jahren schon, und da ist mir etwas Sonderbares widerfahren, etwas, worüber der Kontakt wieder verloren ging. - Ich hatte in Fuhlsbüttel den alten Leden, Ilses Vater, kennen- und schätzengelernet und ich erinnere mich noch heute, daß

dieser aufrechte und gute Mann von Reinhardt ganz besonders gehaßt wurde. Das schrieb ich der Ilse einmal. Dann vergingen Monate, ehe sie mir wiederschrieb, und ich las u.a. dies: „... will ich Ihnen ganz ehrlich gestehen, daß ich mich geärgert hatte über die Art, wie Sie meinen Vater ~~w~~ erwähnten, gerade, als ob es eine Auszeichnung wäre, von Reinhardt gehaßt zu werden...“

Nun rede Du! Der Brief trägt das Datum vom 6. November 1960. Ich bin in den seither vergangenen Jahren über diesen Satz nicht weitergekommen. Gibt's denn sowas?!

Wiedergesehen habe ich auch Traute nicht, von der Du sicher weißt, daß sie Kinderärztin ist, Traute Page heißt und in Evanston im Staate Illinois wohnt, dortselbst in der Livingston Street Nr. 1311. Wohl aber tauschen auch wir Briefe miteinander aus, ein- oder zweimal im Jahr.

Ihr fällt ja widerstandsgeschichtlich eine ganz besondere Bedeutung zu, denn sie war es ja - neben Hans Leipelt, die den Älteren und größeren Zweig - den Hamburger Zweig - der Weißen Rose mit dem jüngeren und kleineren - dem Münchener Zweig - verband.

P wie Page hatten wir, R sparen wir aus und kommen zu S wie Schneider. Karl-Ludwig, Karl, Karlchen, just heute von mir auf einer Postkarte „Charles-Louis“ genannt, neben Rudolf Degkwitz der zweite Professor in unserem Kreise, wohnt immer noch Up de Worth 29 in Wellingsbüttel, er ist, wie Du sicherlich weißt, verheiratet, und er hat, was Du vielleicht noch nicht weißt, eine ganz reizende Tochter, Katja mit Namen, *14 Jahre alt.*

Auch mit Karl, wie wir ihn hier kurz nennen wollen, verbindet mich eine herzliche Freundschaft über all die Jahre hinweg, und bin ich in Hamburg, bin ich auch in Wellingsbüttel. Gelegentlich geht der Kontakt per Post oder per Telephon. - Ich habe schon Lachzwänge erlitten, wenn ich mit ihm zusammen war, diesem Bündel von Witz und Schalkhaftigkeit, der sich mit und in seinen Bunke-Gedichten ein für allemal selbst karikiert hat.

In puncto Literatur komme ich natürlich bei ihm voll auf meine Kosten, und hocken wir zusammen, geht's zwar nicht ganz so wie bei Hans Mayer und Marcel Reich-Ranicki zu, und doch wird, meist auf recht amüsante Weise, Literatur und Literarisches durch den intellektuellen Witz gedreht. - Karl hat kein gerade leichtes Los gezogen mit seinem Ordinariat für Deutsche Literatur, er will, kommt er wieder in diese Welt, das für Synologie wählen. Es ist nur zu fürchten, daß er, wenn seine Reinkarnation fällig wird, damit nicht besser gestellt sein wird als heute mit der Germanistik.

Seemann. Wer ist Seemann? Seemann ist Ursul de Boor, verheiratete Seemann, Dr. med., Kinderärztin in ~~St~~ Schötmar in L., wohnhaft dortselbst in der Storkbreite Nr. 4. Aber mehr als ihren neuen Namen, die Adresse und, by the way, die Telephon-Nr. 3213 kann ich Dir von ihr nicht berichten; sie versagt sich die Wiederbelebung der Kontakte zu unserem Kreis. Respekt.

Erna Stahl ist da ergiebiger. Ich sah sie zuletzt 1964 in Hamburg wieder, in ihrer alten Wohnung in der Riststraße 3, als sie noch Oberstudienleiterin der Albert-Schweitzer-Schule war. Vielleicht ist sie es noch; aber, immerhin, am 15. Februar d.J. feierte sie ihren 68. Geburtstag, wer weiß.

Das Wiedersehen mit Erna Stahl war mir sehr interessant. Insofern nämlich, als ich selbst einmal, gegen Ende der fünfziger Jahre, einige Recherchen unternommen hatte zur Erforschung der Genese und der Aktivitäten unseres Personenkreises und nun ~~die Gelegenheit hatte~~ von dieser Frau, auf die in der Tat alle Wege der Weißen Rose Hamburg zurückführen, in meiner Deutungshypothese bestärkt und bestätigt wurde, daß wir ursprünglich durchaus unpolitisch im Sinne der Thomas Mannschen „Betrachtungen“ gewesen wären.

Seit Jahr und Tag verfechte ich nämlich die These, daß es, wenn nicht bei allen, dann doch bei vielen von uns, primär die Abneigung des deutschen Bürgertums vor der Politik - ein deutsches Urübel also - gewesen wäre, die uns schließlich resistent werden ließ. Was da in einer hochpolitischen Affäre kulminierte, sagte ich damals und sage es heute wieder, war in seinen Primärmotiven durchaus privater Natur gewesen. Ein Mentalitätskonflikt - so meine These - hätte den Ausschlag gegeben, der bewußte Antifaschismus sei etwas Hinzukommendes gewesen.

Und nun zu Albert Suhr. - Kanntest Du eigentlich seinen Bruder Hans? Ich kannte ihn, wenn auch nur flüchtig. Albert hatte mir in Fuhlsbüttel erste Lektionen in Platon und Aristoteles gegeben - und das Beispiel eines einfältigen Herzens. Es war sonderbar mit ihm - er, der Anfang der Zwanzig war, hatte die Güte und Nachsicht, wie sie vielleicht einem Sechzigjährigen angemessen wäre; er war romanhaft.

Anfang der fünfziger Jahre hatte ich noch mit ihm telephonierte; dann wurde es still zwischen uns. Meinen wiederholten Versuchen, die in Fuhlsbüttel geschlossene Freundschaft neu zu beleben, war kein Erfolg beschieden. Ich hörte erst wieder von ihm, als er Schlagzeilen machte, und ich hatte wirklich große Sorge, er könne nun, da Reinhardt ihn nicht mehr zerstören kann, sich selbst ruinieren.

Endlich, im Sommer ~~xxx~~ vorigen Jahres, schloß sich der Stromkreis wieder zwischen uns. Er hängt an mir, ich an ihm, und so hängen zwei aneinander, denen Mutter Natur oder Gott-Vater vielleicht ein wenig zuviel Weichheit, auf alle Fälle ein sonniges Gemüt und ein weites Herz mit auf den Lebensweg gegeben hat. Wir schreiben uns viele lange Briefe, und es kommt vor, daß Albert mich dreimal an einem Abend oder zehnmal in der Woche anruft.

Im Dezember vorigen Jahres sah ich ihn auf ein paar Stunden in Hamburg wieder. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß unser lieber Albert die Erschütterungen, die er durch die Haft erlitt, von uns allen am allerwenigsten verkraftet hat. Er scheint mir fixiert an das damalige Geschehen, und ich habe wirklich Angst, er ruiniert sich. Etwas Zerstörerisches wuchert in ihm, teils manisch, teils depressiv; ich bin ratlos, da er alle meine Hilfestellungen, sich zu disziplinieren und Ökonomie in seinem Leben walten zu lassen, in den Wind schlägt, wie es scheint, unfähig, wirklich von innen her zu reifen und zu erstarren, sprich zu gesunden.

Z wie Zill. Bin ich in Hamburg, bin ich auch in Flottbek, ja, auch des Jenisch-Parks wegen, vor allem aber wegen Emma und Paul Zill. Ich ~~xx~~ erwähnte Paul schon in einem Atemzuge mit Felix. In der Tat! Er ist einer meiner besten Freunde geblieben und nie werde ich vergessen, was ich ihm, einem der Ältesten in unserem Kreise, zu verdanken habe - das Vorbild und Beispiel eines durch und durch humanen Menschen.

Setze ich meine Füße unter den Tisch der Zills, ist es mir, als sei ich, zerschunden vom Leben, heimgekehrt an Mutters und Vaters Herd. Ein Feuer wärmt inmitten dieser kalten Welt.

Paul, auch schon über die 70 mittlerweile, ist noch recht rüstig, sieht gut aus auf seinen alten Tagen. Den Betrieb hat er weitgehend dem Junior, seinem Sohn, der ein Haus weiter wohnt, überlassen. Dorle, die Tochter, ist verheiratet mit einem Musikprofessor in Köln und hat nun selbst schon eine Tochter in dem Alter, in dem sie damals, 1943, nachdem ihre Eltern verhaftet worden waren, zur Gestapo ging und sagte: Hier bin ich. Wo meine Eltern sind, will ich auch sein.

Mit Paul Zill verbindet mich außerdem die Bruderschaft der Freimaurer, und so stehen wir heute, wie er schon damals, in der internationalen Kette derer, die guten Willens sind.

Ja, lieber Peter, das Alphabet unserer Freunde und Leidensgefährten sind wir nun durch. Ich füge hinzu: Howard Beinhoff ist Lehrer in Ahrensburg, daß Friedrich Geussenhainer, John Gluck, Heinz Lord, Greta Rothe/tot sind, weißt Du so gut wie ich, die schon erwähnte Ilse Ledien, unverheiratet, ist Oberstudienrätin in Hamburg, ich kann meine Korrespondenzmappe hier schließen.

Wäre noch ~~auf~~ Deine Frage nach mir selbst zu beantworten. Ich bin Journalist geworden. War es erst frei und taugte nicht recht zu regulärer Berufarbeit, solange ich eine schwere doppelseitige Lungentuberculose und andere Schäden aus der Haft zu kurieren hatte. Lag ich nicht im Krankenhaus oder im Sanatorium, saß ich in Museen, Bibliotheken, Galerien und Theatern, machte Reisen, studierte etwas Philosophie, Psychologie, Literatur, vor allem aber Geschichte und namentlich Geschichte Hamburgs, der Hanse und Großbritanniens. Aus der Verlegenheit, die mir die Krankheit bereitete, wurde ich eine Art Bildungsreisender und Lesemeister.

Von „da oben“, von Zauberberg wieder herunter, begab ich mich mit rund zehnjähriger Verspätung auf den Ochsenweg, erlernte das Handwerk des Zeitungsmachens in einem regulären Volontariat. War dann von 1956 bis 1961 Redakteur (Nachrichten und Feuilleton) am hiesigen „Telegraf“; Vereinte Nationen, UNESCO vor allem und Kulturaustausch wurden meine Spezialgebiete.

Habe schwer gelitten, sage ich Dir. Ach, das Zeitungsmachen machte mir Spaß, das ging wie geölt mir von der Hand. Nur - der Kalte Krieg, der hysterische Antikommunismus, die Hetze und Gegenhetze der Emotionellen, diese ständige Abwehr des Hasses, die ich zu leisten hatte; nein, ich hätte es kein weiteres Jahr ertragen können.

Hatte meine Koffer schon gepackt, wollte von der Spree an die Donau emigrieren, da fand ich ein Exil am Tegeler See. Friedrich Georg Seib, ein Liberaler des Herzens, würde Boris Pasternak gesagt haben, F.G.Seib also, den ich von einem UN-Journalistenseminar her kannte, holte mich auf den Reiherrwerder als Presse- und Public-Relations-Referent. Das war eine sehr interessante und sehr schöne Aufgabe. Die Villa Borsig - ein Treffpunkt zwischen Orient und Okzident - war mein Refugium.

Ich arbeitete auch das ganze Jahr 1962 über in Tegel, nebenberuflich gewissermaßen; denn hauptberuflich war ich zur selben Zeit - höre und staune - Chef vom Dienst des Presse- und Informationsamtes des Senats von Berlin, Hauptreferent im Arbeitsbereich des Regierenden Bürgermeisters Willy Brandt. Nicht, daß ich mich darum beworben hat-

/, G. Reinhold
Meyer und
andere

te; aber Egon Bahr, damals der Chef des Senatspresseamtes, hatte mich geholt, und das ungeachtet der Tatsache, daß ich keiner der Parteien, nein, auch der SPD nicht angehörte.

Das ging natürlich nicht auf die Dauer, morgens auf der Hochzeit in der Villa Borsig, nachmittags und abends auf der im Rathaus Schöneberg zu tanzen. Ich mußte mich gegen Ende des Jahres 1962 entscheiden und entschied mich für die Villa Borsig.

Ich muß acht geben, um daraus nicht eine Broschüre werden zu lassen. Kurz: Nachdem die Deutsche Stiftung immer mehr unter die Botmäßigkeit des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und dieses unter die des Herrn Staatssekretärs Vialon geraten war, war's aus mit dem Refugium am Tegeler See. Ich war der erste, der ging, andere folgten, unter ihnen der schon erwähnte Peter Jäger, mein Freund.

Seit Anfang 1966 arbeite ich wieder frei, vor allem als Autor. Habe die Drehbücher von insgesamt zwölf Dokumentarfilmen über Technische Hilfe geschrieben, daneben anderes, kleine oder größere Brotarbeiten. Nebenher arbeite ich an einer Liebhaberei: seit einigen Jahren erforsche ich die Kulturbeziehungen zwischen England und Hamburg und schreibe an einem Buch über britische Kultureinflüsse an Alster und Elbe in der Zeit von 1567 bis 1967. -Darüber vielleicht einmal mehr an anderer Stelle.

Meinen ständigen Wohnsitz, den ich bis 1948 in Lübeck-Travemünde hatte, habe ich seither im Französischen Sektor von Berlin. Im Jahre 1953 habe ich Gerda geheiratet, eine um vier Jahre jüngere Berlinerin, die sich zu ihrer Mädchenzeit immer damit getröstet hatte, daß sie, wenn sie heiratete, endlich ihren Dutzendnamen ablegen und einen anderen, schöneren erhalten würde. Denkste, Gerda, geborene Müller, heißt nun weiterhin Müller und dabei soll es bleiben.

Unsere Tochter, Clarissa, wird im Mai d.J. 14 Jahre alt. Sie ist ein liebes Mädchen, das unter den Sprachen dem Latein den Vorzug gibt und hier ein Gymnasium besucht, das sinnigerweise den Namen Friedrich-Engels-Schule trägt.

Wäre noch des Katers zu erwähnen, der bei und mit uns lebt. Er heißt „Kater Müller“, doch möchte man ihn Friedemann nennen, so lieb und friedlich ist der kleine Hausgenosse, den wir seit sechs Jahren zu uns zählen.

Mit einer K a t e freilich kann ich nicht konkurrieren. Wir haben eine 4-Zimmer-Wohnung im obersten (5.) Stock eines dieser häßlichen Neubauten, deren Fassaden einen sowohl Schlaf- als auch Brechmittel ersetzen. Kommst Du einmal nach Berlin, lass' Dich nicht abschrecken, in den westlichen Norden dieser Stadt zu kommen und uns zu besuchen, Du findest uns hier, umgeben von Worpsweder Möbeln, Delfter Blau, Schiffsmodeillen und tausend Büchern.

Gerda gäbe ein Vermögen für eine Kate auf dem Lande; sie ist ganz närrisch, Dich zu besuchen, liegt mir in den Ohren, warum ich denn keine Karikaturen machte, das Leben in dieser Stadt sei Gift für sie, für mich, für Clarissa, für den Kater Müller.

Und damit, lieber Peter, wollen wir's für heut' genug sein lassen, nicht wahr? Ich freue mich, daß wir wieder miteinander verbunden sind. Bitte, grüße Deine liebe Frau, von der mir Ursel Ertel soviel Nettos schrieb wie von Dir selbst und Deinen Prachtsöhnen, grüße auch sie, und sei schließlich selbst begrüßt, auch in Gerdas und Clarissas Namen, von Deinem

Thorsten

Thorsten Müller

1000 Berlin 51, den 23. März 1968
Klenzpfad 49
Telephon 412 1922

Herrn
Hermann Degkwitz
2201 Hohenfelde über Elmshorn in Holstein

Lieber Peter,

vielen herzlichen Dank für Deinen netten, frischen, ja wohltuenden Brief unter dem 4. dieses Monats, auf den ich Dir viel eher hätte antworten wollen, allein die Brotarbeit und allerlei Verpflichtungen, darunter durchaus angenehme, und eine berufliche Veränderung hielten mich in den vergangenen Wochen davon ab.

Bin ~~wirk~~ nach gut zweijähriger freier Autorenenarbeit wieder ein Dienstverhältnis eingegangen und habe also meinem Haushalt wieder Solidität gegeben, worüber Frau und Tochter so froh sind wie ich selbst es bin. Ein wenig hermaphroditisch veranlagt, habe ich den Krögerkomplex (ich selbst erfand diesen Terminus): Bin sowohl Bürger als auch Künstler und daher weder das eine noch das andere ganz. Es tut mir jedoch gut, den einen durch den anderen zu stützen und zu zügeln, und da ich eine bürgerliche Korsage eher als Lust denn als Last empfinde, habe ich gern in ein Angebot eingewilligt, das mir so unversehens wie stark herbeigesehnt gemacht worden war. Kurz: Ich bin in den Industriejournalismus emigriert und zeichne seit kurzem als Leiter des Referats Public Relations und Verlagswesen des Deutschen Kupfer-Instituts, Berlin, einer Einrichtung, die im Jahre 1927 von dem Industriellen Siegfried Hirsch mit Unterstützung der Copper & Brass Research Association, New York, geschaffen wurde. Das DKI ist der wissenschaftlich-technische Mittler zwischen den Kupferindustrie und den Kupferverbrauchern in diesem Lande; ihm gehören 68 Firmen der kupfererzeugenden und kupferverarbeitenden Industrie an. Nun mach' Dir ein Bild.

Nun zu Deinem Brief vom 4., über den ich mich sehr gefreut habe. Komplimente wie die Deiner Söhne machen mich verlegen, nichtsdestoweniger danke ich ihnen. Sag' ihnen, der Stil, der ihnen so gefallen, sei mehr ein spielerisches Produkt als eine Leistung, auf die ich mir etwas zugute hielt, und grüße sie von mir, noch unbekannterweise, recht herzlich.

Habe mit Interesse und Zustimmung gelesen, was Du ad Heinz Kucharski schriebst. Freilich, und auch darin, möchte ich meinen, gehen wir einig, darf man bei aller Nachsicht, die man in seinem Fall zu hegen geneigt ist, nicht völlig vergessen, daß er n a c h seiner Verhaftung eben kein Ruhmesblatt an unserem Zweige war. Erna Stahl zum Exempel kann es ihm immer noch nicht verzeihen, daß er sich als so schwach erwies. Sie schrieb mir erst kürzlich, und was und wie sie schrieb, verriet mir das ungeheure Ausmaß der Enttäuschung, die sie durch ihn, ihren einstigen Favoriten, erfahren mußte.

Bewegend waren Deine Zeilen über Deine Lösung von der KPD. Wir, will sagen Gerda, Clarissa und ich, haben noch tagelang nach Erhalt Deines Briefes darüber gesprochen. "Wenn der Klassenfeind a priori nicht der

der Bruder sein kann, dann hört die Menschlichkeit auf", so heißt es da und ist uns aus dem Herzen gesprochen.

Das Privateigentum an den Produktionsmitteln in gesellschaftliches zu überführen, das mag auf einer bestimmten Stufe der ökonomischen und sozialen Entwicklung ein notwendiger und fälliger Schritt sein, einverstanden, nur - den Privateigentümer an Produktionsmitteln zu hassen, ja, ihn womöglich geimpolizeilich zu foltern und ihm den Schädel einzuschlagen, sehe ich keinen Grund und sehe erst recht keinen dafür, die Ironie und den Schalk, diese braven Freunde des Lebens, ins Gefängnis zu werfen und das Lachen ersterben zu lassen erst auf den Gesichtern der Bourgeoisie, dann auf denen der Arbeiter, am Ende auf denen der Kommunisten selbst. - Nein, blühen schon im Kapitalismus hundert Blumen, so sollten im Sozialismus hundertundeine blühen.

Ich mißtraue der marxistischen Ansicht, Folterknechte und Totschläger seien systemimmanent. Wären Hitler und Himmler es gewesen, war waren dann Stalin, Berija? Nein, wenn die Macht - die Macht welches Systems auch immer, ergo auch die Arbeiter- und Bauernmacht - zur Unmenschlichkeit verfratzt, wird die Frage „Wessen Straße ist die Straße, wessen Welt ist die Welt“ eine Sekundärfrage.

Freilich, wenn Hitler kein Argument gegen den Kapitalismus, sprich gegen das System des Privateigentums an den Produktionsmitteln ist, ist Stalin keines gegen den Sozialismus, und daß er es nicht ist, dafür sprechen unzählige Menschen und Zeichen. Erleben wir es doch gerade in diesen Wochen und Tagen, daß sich im System des Volkseigentums jene Kräfte mächtig regen, die dem zerquälten Gesicht des Sozialismus freiere, frohere, lebensfreundlichere, mit einem Wort humanere Züge zu geben versuchen. Gelingt es ihnen, den großen Sprung nach vorn, den Sprung aus der Notwendigkeit in die Freiheit zu tun, erst dann wäre die sozialistische Revolution gerettet und dies wäre eine große Hoffnung, eine starke Ermutigung für die unter ihren Ängsten und Sehnsüchten hin- und hergerissene Menschheit.

Ach, was würden dann nur all unsere professionellen Antikommunisten machen? Welchen Feind wählten sie sich dann wohl? Wohin dann mit all dem Hass, nachdem er sich hierzulande auch nicht mehr auf die Juden werfen könnte? Ei, wird das einen Aschermittwoch geben! Na, vorläufig bliebe ihnen ja noch die DDR, und auch die müßte nicht Sorge haben, ihr bliebe ja doch der westdeutsche Antikommunismus. Bonn und Ost-Berlin kämen schon noch weiterhin auf ihre Kosten; eine Welle wird's ja noch gehen, hüben wie drüben.

Lieber Peter, ich kann es gar nicht erwarten, wieder mal nach Hamburg zu kommen; denn dann käme ich nach Hohenfelde, sähe Dich wieder, lernte Deine Frau und die Söhne kennen, klöhnte, aße und tränke mit Euch, worauf ich mich in der Tat sehr freue. Schön wär's, könnte dann Gerda, meine Frau, mit von der Partie sein; sie hat, um mit Erich Kästner zu reden, das Herz auf dem richtigen Fleck und andere menschliche Schwächen. Ja, selbst Clarissa, unsere Tochter, machte sich gut in unserer Runde; sie ist zwar erst knapp 14, hat aber wohl ein wenig Linksdrall geerbt. - Dieser Brief ist nur sehr kurz geraten, mein Lieber; aber er ist nicht der letzte, den ich Dir schreibe, ist auch nicht der letzte, den ich heute noch zu schreiben habe. Darum genug einstweilen, viele gute Wünsche und herzliche Grüße von Haus zu Haus,

Dein

Thorsten.

Thorsten Müller

1000 Berlin 51, den 23. Januar 1969
Klenzefad 49
Telephon (0311) 412 1922

Herrn
Hermann Degkwitz
2201 Hohenfelde über Elmshorn in Holstein
Hus up de Heid

Lieber Peter,

bin nun schon den dritten Tag wieder in Berlin, bin aber immer noch in Hohenfelde; so klingen die Tage, die ich unter Deinem Dach verbringen durfte, in mir nach, und mitten in die Bilder, die ich hier vor Augen habe, mischen sich die aus Hohenfelde. Ich bin so dankbar, daß ich es nun noch einmal sagen muß.

Dank denn auch gleich für Deinen Brief vom 22., den ich heute nachmittag, als ich aus dem Institut nach Hause kam, vorfand; namentlich die Grüße von Bill, den Katzen, Fasanen, Rotkehlchen, Rehen, Amseln, Meisen, Hasen, Kaninchen etc. haben mir, haben uns eine große Freude bereitet.

Auf Deinen Brief werde ich gleich noch näher eingehen, ich möchte nur vorab ein paar Dinge berichten, an denen Ihr Euren Spaß haben mögt. So z.B.:

Am Montagabend war ich ja bei Howard Beinhoff in Rahlstedt zu Gast und hatte, noch ehe wir mit Felix Jud „andere Spiele“ spielten, die Gelegenheit, die Sache mit der sabbelnden Ölheizung und der Schütteluhr vorzutragen, - wegen des Rückenstecker- oder anderen Ordens. Howard will sich der Sache annehmen.

Ach, denkt nur, der „Eigentümer“, der auf der Diele seines Hauses steht, heißt „Der Eigentümer“. Ich mußte mich von Howard belehren lassen, daß man „Der“ nicht deklinieren könne, denn das sei des „Eigentümers“ Vorname.

Interessant, ja ergreifend war die Heilungsgeschichte „Luceros“, die ich an dem Abend hörte. „Lucero“ nämlich hatte einmal an „Rückenfäule“ gelitten, gegen die sich weder die Human- noch die Veterinärmediziner Rat wiesen. So besannen sich die Beinhoffs eines alten Hausmittels dagegen: Schuberts „Unvollendete“. Es ist wirklich ganz erstaunlich; aber es hat geholfen!

Heute war ich den ersten Tag wieder im Institut. Die Damen und Herren hatten sich allesamt zunächst nicht getraut, ihre Bildungslücke freimütig einzugestehen. Die Chefsekretärin hatte sogar gemeint, „Degkwitz, Degkwitz, natürlich, warten Sie mal, das ist doch ...“ Und einer der Metallurgen hatte sowohl den Großen Brockhaus als auch noch den Großen Herder abgesehen. - So mußte ich denn heute im Kollegium das Rätsel lösen.

Nun zu Deinem Brief, lieber Peter.

Habe vom Bund deutscher Konsumgenossenschaften (Hamburg 1, Beesenbinderhof 43) noch nichts gehört. Die meine Bewerbung bearbeitenden Herren heißen K.-H. Müller und G. Wild. - Vielleicht stichst Du das dem Herrn Schweer einmal.

Auf die Anzeige von Fichtel & Sachs hin habe ich noch nichts unternommen. Ich zögere, weil ich ungern südlich des Mains mich ansiedeln würde; ich hätte dann doch nur immer wieder den Wunsch, heimzukehren ins wasserkantige Hanseatenland.

Dagegen will ich gleich eine Bewerbung nach Wolfsburg schreiben. Der Oberstadtdirektor sucht zum baldigen Eintritt den Leiter der Pressestelle der Stadt; die Anzeige erschien in der Januar-Nummer meines Verbandsorgans „Der Journalist“ (NB: den kann man deklinieren). - Das wäre, glaube ich, das Richtige. - Drück' mir die Daumen oder schließ' mich in Dein Gebet mit ein, dann möchte es schon was werden.

Lieber Peter, liebe Anne, ich habe meinen beiden Lieben natürlich viel von Euch, Euren guten Söhnen, dem Bill, den Katzen, der Kate, der Landschaft erzählt. Immer wieder fällt mir etwas ein, das ich dann zum Besten gebe. Die Geschichte „In Farbe“ habe ich jedoch noch nicht preisgegeben, werde sie auch für mich behalten, denn die müßt Ihr selbst erzählen, man muß Euch dabei hören und sehen, muß vor allem Dein, lieber Peter, homerisches Lachen vernehmen, um den vollen Spaß genießen zu können.

Liebe Anne, Gerda haben es die Fischersocken angetan und sie möchte ihrem alten Vater, uns „lütt Vadding“, so gern ein Paar schenken. Bitte, kauf' doch welche und schick' sie her, solange es noch wintert.

Und damit genug für heut', ich muß noch die Bewerbung und anderes schreiben. Mit vielen herzlichen Grüßen, auch an Jochen und Peter junior,

Euer *Thorsten*

Herzliche Grüße auch von

Gerda

und von Clarissa

Thorsten Müller

1000 Berlin 51, den 25. Januar 1969
Klenzpfad 49
Telephon (0311) 412 1922

Herrn
Hermann Degkwitz
2201 Hohenfelde über Elmshorn in Holstein
Hus up de Weid

Lieber Peter,

in Eile eine herzliche Bitte:

ich bin von Anneliese Tuchel gebeten worden, anlässlich des 125jährigen Jubiläums der Buchhandlung der Agentur des Rauhen Hauses - der jetzigen Buchhandlung am Jungfernstieg - eine Würdigung Reinhold Meyers zu schreiben. Nun kenne ich Reinhold leider nur aus Fu., und wenn wir auch Freundschaft auf den ersten Blick schlossen, so ist meine bescheidene Kenntnis seiner Person eben doch zu gering, um allein daraufhin schon ein Portrait zu schreiben. Darf ich daher Dich bitten, mir mit vielleicht zehn Zeilen, stichwortartig, das Bild anzureichern, das ich von diesem feinen, tief human empfindenden jungen Menschen in mir bewahrt habe? Ich wäre Dir sehr dankbar.

Beste Grüße von Haus zu Haus,
Dein

Thorsten

Thorsten Müller

1000 Berlin 51, den 28. April 1969
Klenzpfad 49
Telephon (0311) 412 1922

Herrn
Hermann Degkwitz
2201 Hohenfelde über Elmshorn in Holstein
Hus up de Weid

Lieber Peter,

endlich mal wieder einen SPIEGEL-Titel von Dir, und was für einen! Bin ganz aus dem Häuschen. Ausgezeichnet, lieber Peter. - Ich habe mich dabei ertappt, daß ich jedesmal enttäuscht und sogar ein wenig ärgerlich werde, wenn der Titel nicht von Deiner Hand ist. Die Leute sollten viel mehr Gebrauch von Dir machen.

Übrigens, auch die Titel-Story ist diesmal wieder hervorragend.

Wie geht es Dir, wie Anne, wie den Jungens? Sind Bill und die Katzen wohlauf? Ich denke oft an Euch alle und erinnere mich der zehn Tage, die ich unter Eurem Dache wohnte, immer wieder gern. - Wenn Ihr nicht inzwischen anderen Sinnes oder anderer Pläne für den Sommer seid, möcht' ich Euch gern Gerda und Clarissa in die Kate schicken, gegen einen Obulus, versteht sich.

War inzwischen zweimal in Hamburg, einmal, um Felix' Geburtstag zu feiern, einmal einer Verhandlung ~~xxx~~ mit der „publicrelations - Beratungsgesellschaft m.b.H.“ am Graumannsweg wegen. Ich wohnte bei Anneliese (Reinholds Schwester), sah, nach langer Zeit, auch Bruno Himpkamp wieder, machte bei Alois Mrosek (Gretl Mroseks Witwer) in Blankenese einen Besuch. Das war am Wochenende vor 14 Tagen. An dem vor acht Tagen hatte ich, auf dem Wege nach Gütersloh, wieder einmal Einkehr bei Gerd Bartenberg und seiner Frau Barbara in Bad Nenndorf.

Das alles hat mit meinen Bemühungen, Berlin zu verlassen und eine neue Aufgabe zu finden, unmittelbar zu tun. Stell' Dir vor, ich habe es gleich mit drei Angeboten auf einmal zu tun, und nun muß ich mich binnen weniger Tage entscheiden, in welchen Apfel ich beißen werde: Gehe ich nach Hamburg, als PR-Kontakter? Nach Gütersloh, als PR-Chef der Verlagsgruppe Bertelsmann? Nach Bielefeld, als Stellvertretender PR-Chef der Oetker-Gruppe?

Wahrscheinlich werde ich, gegen alle Neigung des Herzens, die mich nach Hamburg zieht, Gütersloh, der ein wenig abseits gelegenen 58.000-Menschen-Stadt, den Vorzug geben. Denn die sozialen Sicherheiten, die die Verlagsgruppe mir bietet, haben ein so enormes ~~g~~ Gewicht, daß, schließe ich das Angebot aus, ich töricht handelte. Auch die Aufgabe lockt mich; ich bin ja in der Bücherwelt so zu Hause wie in Hamburg.

Ich wollte Dich ja auf dem Laufenden halten, was hiermit geschieht. Wir stehen also vor gewichtigen Veränderungen. Ich selbst werde, wird der Ver-

trag in der nächsten Woche unterschrieben, schon am 1. Juni die neue Tätigkeit aufnehmen. Frau und Tochter hingegen werden hier noch bis Ostern 1970 ausharren, Clarissas wegen, die dann ihr Latinum macht. Da möchten wir ihren Bildungsweg nicht gerade jetzt unterbrechen.

Das, lieber Peter, die Neuigkeiten.

Nun noch eine Bitte. In meinem Brief vom 1. März bat ich Dich, die Anlagen 1 - 4, wenn möglich, gelegentlich zurückzugeben. Tu's nicht. Aber reiche sie bitte an Rudolf weiter.

Inzwischen gibt es einen neuen Autor in Sachen Weiße Rose: Barry Pree, ein australischer Jude, zuletzt Mitarbeiter der Wiener Library, London, heißt der Mann, der jetzt an einem auf über 400 Seiten veranschlagten Werk über die (ganze) Affäre arbeitet, das 1970 erscheinen soll. Der Verlag ist der 1890 gegründete, sehr angesehene Constable & Company Ltd., London. - Barry Pree war schon auf einer ersten, mehrwöchigen Recherchentour in Deutschland, vor allem in Bayern, einen Tag auch in Berlin, wo er vormittags Falk Harnack, nachmittags mich interviewte. Ein sympathischer Mann. Intelligente Fragen, und aufgeschlossen für die Pluralität, die Vielfarbigkeit namentlich des Hamburger Triebes der Weißen Rose. Es scheint, als wolle er auch die jüdische Komponente dieses Personenkreises herausarbeiten. Das ist ja ebenso überfällig wie so manches andere, was noch zu entdecken und zu deuten ist.

Es scheint, als stünden wir überhaupt vor einer Erweiterung und gleichzeitigen Revision des herkömmlichen Bildes, dessen offenkundige Lücken und Schwächen jene geradezu ätherische Verklärung, aber auch die christlich-süddeutsche Exklusivität sind, die Inge Aicher-Scholl, im wesentlichen sie, mit ihrem Geschwisterbericht „Die weiße Rose“ (1953) verursacht hat.

Hast Du eigentlich meine Rezension des Büchleins von Karl Heinz Jahnke (Greifswald), „Weiße Rose contra Hakenkreuz“, erschienen in DIE ZEIT, Nr. 13, 28. März 1969, S. 13, gelesen? - Ich habe gerade die Fahnen eines Kapitels aus den „Streiflichter aus dem Hamburger Widerstand“ von Ursel Hochmuth/Gertrud Meyer auf meinem Tisch, das Kapitel über die Lichtwarkschüler. Unter vorgehaltener Hand sage ich Dir: Ach, ach, das ist so recht nach dem Geschmack des Genossen Moritz. - Ein Jammer, wenn so große Themen von so kleinen Geistern bearbeitet, das heißt, aufs ideologische Brett genagelt werden. Wenn so das Kapitel „Weiße Rose Hamburg“ ausfällt, dann Gute Nacht, Marie.

Das wär's für Heut'. Macht's gut, in Hohenfelde!

Herzliche Grüße, lieber Peter,
auch an Änne, auch an Jochen und Peter,
auch in Gerdas und Clarissas Namen,
von Deinem

Storzer